



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Literarische Rundschau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihrer Meinung von jeher vom allgemeinsten Nutzen nicht nur für sie gewesen, sondern auch die übrige Menschheit hat davon immer profitiert. Daß ihnen ein höherer Verstand als „der gesunde Menschenverstand“ hie und da mehr Vorteile gebracht hat, tut nichts zur Sache. Der Briten nimmt eben die Dinge, wie sie sind — und denkt vor allem an sich selbst.



Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero



Der Kampf, mit dem die sogenannte Moderne, richtiger der neu-deutsche Impressionismus, in den achtziger Jahren einsetzte, richtete sich unter anderm vornehmlich auch gegen den damals noch auf der Höhe seiner Verbreitung stehenden archaischen Roman. Willig war in dem damals üblichen Schema verloren gegangen, was doch immer wieder allein dem historischen Roman seine Berechtigung gibt: daß er vor allem Dichtung und nur Dichtung ist, daß, wie Adolf Stern sagt, „unbeseelte Sittenschilderungen“ in Leitartikel oder schlichte Charakteristiken von Land und Leuten gehören, allein aber nicht einen Roman zu tragen vermögen. Wie das denn immer so geht, verfiel mit den zu Recht bekämpften Auswüchsen auch die historische Gattung selbst für einen ganzen Zeitraum weithin der Achtung. Nur noch aus dem Leben der Gegenwart, ja nur noch aus bestimmten Sphären der Umwelt sollte der Romandichter seine Stoffe schöpfen. Dann verrauschte der erste Schwall, eine neue Romantik, ein neuer Symbolismus erschienen, dazu kam, mit besondrer Lebhaftigkeit, ein Zug zur Scholle, zum Boden der Heimat, und ehe man sichs versah, war der geschichtliche Roman wieder da, erhob sich aufs neue und steht jetzt in einer neuen Blüte. Wenn ich die Aufsätze durchblättere, die ich im Laufe der letzten sechs Jahre für die Grenzboten geschrieben habe, so finde ich in ihnen folgende historischen Romane, Novellen und Erzählungen angezeigt: August Sperls „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ (1897) und „Hans Georg Portner“ (1902), „Vergangenheit“ (1902) von Charlotte Niese, Julius R. Gaarhaus: „Unter dem Krummstab“ (1906), Enricas von Handel-Mazzetti: „Fesse und Maria“ (1906), „Camoens“ von Adolf Stern (neue Ausgabe 1907), „Der Hof am Brink“, „Das Meerminneke“ und „Luzifer“ von Lulu von Strauß und Torney (1906 und 1907), Max Eytz „Der Schneider von Ulm“ (1907), „Die Geschichten von Garibaldi“ von Ricarda Huch (1906 und 1908, noch unabgeschlossen), „Caspar Hauser“ von Jakob Wassermann (1908), endlich Jakob Julius Davids historische Novellen aus verwirrter Zeit. Und damit ist die Reihe längst nicht geschlossen. Man

muß zum Beispiel Adolf Schmitthenners „Das deutsche Herz“, Adolf Bartels „Dithmarscher“, manches von Wilhelm Arminius und nicht wenig andres hinzurechnen und erhält dann das Bild einer lebendig blühenden historischen Roman- und Novellenliteratur. Nicht auf Ebers etwa weisen die meisten dieser Schöpfungen zurück, sondern erstens auf den größten Meister des historischen Romans, den Deutschland je besessen hat, nämlich auf Willibald Alexis, dann aber lebt bei vielen ein gut Stück von der Art und Kraft historischer Darstellung wieder auf, die Wilhelm Raabe in manchen seiner Meisterwerke bewährte. Seine in jungen Jahren geschriebne Magdeburger Geschichte „Unser Herrgotts Kanzlei“ bringt nur ein paar feine Züge, ist sonst ein tüchtiges, doch nicht eben bedeutendes Buch, aber in vielen seiner spätern Erzählungen sprudelt gerade auch der Quell der Historie, wird die Geschichte bezwungen. Überall wird die Forderung Sterns erfüllt, es müsse so viel rein Dichterisches (Menschliches) in historischen Erzählungen stecken, daß alles andre nur das Verhältnis des Brennstoffs zum Feuer habe.

Auf ein wie breites Interesse diese neu emporgeblühte historische Dichtung stößt, lehrt insbesondere der Erfolg August Sperls. Seine „Fahrt nach der alten Urkunde“, kein zusammenhängender Roman, sondern eine leicht gereichte Kette von Geschichten und Bildern aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts, ist nun schon in neunter bis zwölfter Auflage, in neuer, reizvoller Ausstattung (bei C. F. Beck in München) erschienen. Hier fallen aus der Gegenwart immer wieder Reflexe in ferne und fernste Vergangenheit und bringen Gestalten der Vorzeit mit herauf, denen sich die lebenden Nachfahren verwandt fühlen. In objektiver Bezwingung gestaltet Sperl historische Schickungen in seinem neuen Roman „Richza“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es ist eine Geschichte aus dem Leben des Hauses Castell, aus dessen Archiven der Dichter uns vor kurzem ein hier angezeigtes, reichhaltiges Werk gegeben hat. Sieben Söhne ziehn aus zur Zeit der ersten Kreuzzüge, sieben Grafen Castell reiten in eine Fehde, die der Ehrgeiz des stolzen Geschlechts ohne Not heraufbeschworen hat. Verrat eines schlecht behandelten Lehnspflichtigen heftet sich an ihre Fersen, fünf fallen, einer kehrt als Krüppel zurück, einer verschläft, schlaftrunken gemacht, die Schlacht. Ihn stößt das Haus aus, bis er sich wieder ehrlich gemacht hat, spät kehrt er zurück und findet ein durch all die Jahre der Trennung treu bewahrtes Liebesglück. Alles ist in Sperls knapper Weise erzählt, immer mit dem echten Ton einer andern Zeit, einer Zeit, die weniger Worte hatte als die unsre, in der der Arm zum Schlagen flinker war. Aber niemals altertümelt der Verfasser, niemals spielt er nur mit historischen Requisiten, sondern er steht immer mitten im Leben, er deutet alles Beiwerk nur eben an, er müht sich immer wieder, die Charaktere inmitten ihrer Umwelt darzustellen, und das gelingt ihm denn insbesondere bei den Männern vollauf, wie denn Sperls Kunst denen überhaupt gerechter wird als den Frauen. So erscheint mir denn auch als der einzige Fehler des Buches, daß durch den Titel eine Gestalt in den

Vordergrund des Interesses geschoben werden soll, die doch gegenüber den männlichen Gliedern des Hauses Castell und ihren männlichen Gegenspielern mehr im Hintergrunde bleibt, nicht voll heraustritt, uns nicht so warm macht.

Die historischen Erzählungen von Wilhelm Arminius „Der Hegereiter von Rothenburg und andre Novellen“ (Berlin, Alexander Duncker) sind gegenüber dem weithin ausgreifenden Roman August Sperls echte, knappe Novellen, die beste unter ihnen die Titelerzählung. Der besiegte Ritter ist zum Hegereiter der Reichsstadt Rothenburg geworden. Er hat wider die Pflicht einen Ritter des feindlichen Marktgrafen von Ansbach bei sich gewahrt, anstatt den in der Feldschlacht Gefangnen dem Rat zu übergeben. Der Gefangne war niemand anders als Albrecht Achilles selbst, der nun mit den zur Verhandlung in der Stadt anwesenden und unverrichteter Sache wieder abziehenden Genossen durchs Tor davonreitet. Der Hegereiter Kreklinger wird gefangengefetzt, und erst die höchste Not der wieder von den Fürsten und Bischöfen bekämpften Stadt macht ihn frei. Aber während er an der Spitze der Städter zum Kampf auszieht und nun den ersten Sieg erficht, ist die Tochter zu Albrecht Achill entwichen, halb in Angst, den längst Geliebten vor dem Kampf gegen den Vater zu warnen, halb von ihrer Liebe hingezogen. Nach kurzem Kausch kehrt sie, weggeworfen, zurück, und der gebrochne Vater, den Schwachheit und Verrat seiner Mitbürger preisgeben, fällt, innerlich wehrlos geworden, unter dem Beil der Gegner. Auch bei Arminius ist alles voller Leben und durchaus vollgeseogen von historischem Schauen, das wirklich das Antlitz vergangner Zeiten mit emporbringt.

Wie mancher ungehobne Schatz gerade in dieser Literaturgattung noch vorhanden ist, zeigt ein Blick in die Ausgewählten Werke von Julius Grosse, die jetzt von der Tochter des Dichters (bei Alexander Duncker) in drei Bänden mit Einleitungen von Adolf Bartels, Josef Ettlinger, Hanns von Gumppenberg, Franz Muncker herausgegeben werden. Denn sie bringen neben Grosse's feiner, vielfach wundervoll quellender Lyrik, neben ein paar bezeichnenden epischen Dichtungen und zwei Dramen einen ganz vortrefflichen historischen Roman aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, „Das Bürgerweib von Weimar“. Es ist nicht mehr die Zeit der Hexenprozesse. Aber in dem durch Kriegsgerüchte, Teuerung und andre Not aufgeregten thüringischen Hauptstädtchen ergreift doch der Verdacht der Zauberei ein Bürgerhaus, dessen immer wachsender Reichtum und dessen überstolzes Gebaren den Meid herausfordern. Das ganze Weimar, vom Fürsten ab bis zu dem letzten Bedienten des Hofes, dem letzten Marktweib, lebt hier, bunt durcheinander, eng verbunden, ganz und gar hineingezogen in die Schickung dieser Bürgerfrau, die alles in Atem hält. Die Fäden verschlingen sich und entwirren sich wieder, die tüchtige und echte Frau behält das Spiel in der Hand, die dunkeln Mächte, die noch aus dem Mittelalter in die heller werdende Zeit hineindeuten, müssen weichen. Hier hat sich Grosse's Dichterkraft zusammengehalten wie selten in seiner umfangreichen

Produktion. Und auch der zweite historische Roman der Sammlung, „Der Spion“, mit seinen Schicksalen aus der Zeit des russischen Defabristenaufstandes ist dichterisch kräftig und dabei erstaunlich echt in der Bezwingung dieser Welt, die Groesse erst aus zweiter Hand kannte. Geheimnisvoll, wie so oft in dem namenlosen Rußland, verlaufen Menschenschickal und Menschenschuld, und nirgends erscheint die vorgetäuschte Selbsterzählung durch einen, der alles mit erlebt hat, unecht oder gemacht.

Freilich zittert uns die Hand nicht mehr so bei der Lektüre dieses Romans aus Rußlands Vergangenheit wie etwa vor Leonid Andrejew's, eines jungen Russen, „Geschichte von den sieben Geheulken“ (München, R. Piper u. Co., deutsch von Lully Wiebeck). Fünf Revolutionäre, die ein Bombenattentat auf einen Minister versucht hatten, werden mit zwei gemeinen Verbrechern zusammen durch den Strang getötet. Aber Andrejew verweilt nicht etwa in der Ausmalung ihres scheußlichen Todes, sondern er gibt kurz die Vorgeschichte ihrer Verbrechen und dann Kapitel für Kapitel die letzten Stunden und Tage jedes einzelnen dieser sieben; psychologisch ungemein fein wird jeder Charakter enthüllt, wird jedem nachgespürt bis in die letzten Augenblicke hinein. Mit echter Dichterkraft überwindet Andrejew jedesmal den quälenden Eindruck, vertieft er ihn immer wieder, daß wir nichts Sensationelles, nur bis ins Tiefste ergriffene menschliche Teilnahme empfinden. Er treibt nirgends Schönfärberei und webt keinen Glorienschein um die Häupter seiner Menschen; aber die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung erhebt sich doch über die photographische Treue platter Natürlichkeit zur dichterischen Durchdringung und Bezwingung seelischer Vorgänge von seltner Kraft. Und wieder mit echter Dichtergebärde läßt er den schrecklichen Schlußvorgang selbst nur in undeutlichen Morgennebeln ahnen, läßt ihn sich spiegeln in dem Entsetzen des einen Soldaten, der, zur Hinrichtung kommandiert, die Waffe wegwirft und in den verschneiten Wald stapft, bis er liegen bleibt.

Mit der gleichen Vermeidung jeder Sensation und mit der gleichen Menschenliebe, die dem Verlornen nachgeht, schreitet Else Jerusalem, eine junge Wiener Schriftstellerin, durch die Welt ihres Romans, „Der heilige Skarabäus“ (Berlin, S. Fischer). Zu all den Milieuromanen, die wir in den letzten Jahrzehnten empfangen haben, fügt dieses furchtbar ernste und nur für reife Menschen bestimmte Werk das unterste und furchtbarste Milieu von allen, das der gewerbsmäßigen Dirne. Wie ein Kind in solcher Umgebung aufwächst und sich durch sein väterliches Bauernblut und die Begegnung mit einem in sich zerfallenen, aber durch seine Skepsis für sie hilfreichen Manne erst innerlich, dann äußerlich dem Schmutz entzieht, das ist hier dargestellt. Und doch kann man nicht sagen, daß gerade dieser Faden der Entwicklung besonders deutlich bloßgelegt, daß die Gestalt der Milada eine ganz vollkommen runde Leistung sei. Sie hat Züge, die nicht ganz zueinander passen, sie erscheint hier und da nicht so völlig echt, wie alles das, was um sie webt, und was aus einer von tiefstem Mitleid durchdrungenen Frauenseele heraus hier wieder lebendig geworden ist. Daß

diese Welt tief unten nicht mit ein paar Schlagworten abzutun ist, daß in ihr Leben ringt und nach Hilfe ruft, aber immer wieder durch Schlendrian, Brutalität, ja durch Gesetz und Polizei in die Tiefe hinabgestoßen wird — das klingt wie mit einem entsetzlichen Aufschrei aus den Seiten dieses Buches, das man nicht ohne die tiefste und reinsten Bewegung aus der Hand legen kann. Hier zeigt sich wieder einmal, wie in einem Kunstwerk die Tendenz gar nichts ist, wenn sie nicht bezwungen wird von einer echten, künstlerischen Kraft („Brennstoff und Feuer“). Nicht in Zeitartikeln und nicht in Broschüren konnte Else Jerusalem all das Blut und all die Tränen malen, die hier dahingehn, aber weil sie es als Künstlerin schrieb, tat sie zugleich ein Werk von großer ethischer und sozialer Bedeutung, dessen Wirkung gerade nach dieser Richtung hin nicht verkleinert werden wird. In scheinbar ganz objektiver Gestaltung läßt sie doch eine Welt emporwachsen, die nach einem Retter ruft, und für die nach einem Retter zu rufen, an deren Rettung zu arbeiten, die obere Welt selbst neben der ethischen Pflicht auch ein brennendes Interesse hat, weil durch die dünne Zwischenwand ein ewiges Hin und Her geht, weil ein ewiger Gifthauch durch die dünnen Fugen dringt. Der Roman ist die Verheißung eines starken Talents und eines großen Temperaments, die hoffentlich kräftig genug sind, nicht etwa eine Spezialität zu werden, sondern auch andres mit derselben Liebe und Stärke zu umfassen und zu bezwingen.

Mädchenschicksale, die bis an den Rand des Abgrunds gehn, tauchen auch in dem Buch einer andern jungen Schriftstellerin, „Wanderwege“ von Hildegard Freiesleben-Boeschel (Leipzig, Georg Meiseburger), immer wieder auf. Eine Reihe junger Gefährten, die zusammen erwachsen sind, wird durch Jahre der Entwicklung bis zur Lebensreife begleitet: „Menschen, die ich liebe, denen wünsche ich Schweres. Daß sie stolz und stark daran werden. Und hellfichtig für die Schönheit des Lebens, nicht wie es sein sollte, sondern wie es ist.“ Durch Kämpfe und Seelenqualen hindurch erreichen diese Menschen ihr Glück, das heißt die schwer erkämpfte Ruhe, die spricht: „Wenn ich nicht mehr sagen kann: ich bin so gut, als ich Kraft habe, was bleibt denn dann noch übrig in all der Dunkelheit?“ Noch ist vieles unausgegoren, unklar, manches auch angelesen und unverarbeitet in diesem Buch, aber es steckt Talent und Sehnsucht nach oben darin, eine unbekümmerte Aussprache wirklich erlebter Stimmungen, von der man hoffen darf, daß sie sich in spätern Werken noch mit größerer Geschlossenheit und persönlicher Stärke dartun wird.

Georg von Dmpteda ist mit seinem neuen Roman „Droesigl“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.) nach der anders gearteten „Minne“ wieder auf die uns vertrauten Pfade seiner ältern Werke, insbesondere seiner schönen Adelsromane, zurückgekehrt. Das Problem, das in „Eysen“ schon angedeutet wurde, wird hier ausgeführt: der gesellschaftliche Emporstieg eines bürgerlichen Industriellen in den Kreis des alten Adels. Droesigl ist der Sohn eines Kohlenkönigs, der sich vom Arbeiter emporgeschwungen hat bis zum Beherrscher eines weiten wirt-

schaftlichen Kreises, und von dem der Sohn die Energie, den Sinn für Macht geerbt hat, dem er aber nicht gleich in der Unbekümmertheit um Titel, Orden, äußere Erscheinung, gesellschaftlichen Verkehr. Der junge Louis Droefigl bewegt sich nur in der ersten internationalen Gesellschaft, faßt durch gutes Auftreten, vortreffliches Reiten, Sportliebe, auch einmal durchs Spiel allmählich Fuß, heiratet eine Gräfin aus uraltem Geschlecht und gelangt, ohne sich je vorzudrängen, immer korrekt, aber in jedem Augenblick seines Zieles sicher, schließlich zu der erwünschten Freiherrnkron für sich und seine Nachkommen. Die Gefahr liegt natürlich darin, diesen Droefigl, dessen Name, solange ihm kein „von“ voransteht, in der erlauchten Verwandtschaft seiner Frau etwas komisch wirkt, niemals lächerlich werden zu lassen, niemals auch als einen bloßen hohlen Streber darzustellen. Mit seiner verhaltenen Kunst ist das *Dmpteda* durchaus gelungen, Droefigl wirkt nie unsympathisch, denn man empfindet sein Streben nach gesellschaftlich gleicher Geltung nur als die anderswohin gewandte, ererbte Arbeitsenergie des väterlichen Geschlechts. Man könnte sich einen Bruder Droefigls vorstellen, dessen Arbeit dahin gerichtet wäre, nun im Parlament den Einfluß seiner Industrie ins Ungemeßne zu verstärken, einen andern, der nichts wollen würde, als Wohltätigkeitsanstalten größter Art schaffen, aber man muß auch diesen von *Dmpteda* festgehaltenen Typus, der so gar nicht karikiert ist, nicht nur als lebendig und echt, sondern auch als nicht unliebenswürdig gelten lassen und empfangen. Freilich lugt denn doch an dieser oder jener Stelle einmal die ein wenig mokante Anschauung des Uradligen durch die Blätter, was dem Buch einen feinen Ton mehr gibt. Es soll eben nicht alles so tot-ernst genommen werden, wie es Droefigl selber nimmt. Das Werk ist sehr knapp geschrieben, hält sich mit Milieuschilderung nicht auf und gibt doch die Welt mit der Anschaulichkeit wieder, die *Dmptedas* Adelsromane zu wertvollem, dauerhaftem Besitz unsrer Literatur gemacht haben.

In der S. Fischer'schen Bibliothek zeitgenössischer Romane ist eine Sammlung Novellen von Thomas Mann „Der kleine Herr Friedemann“ erschienen. Es sind geschliffne, etwas müde erzählte Geschichten, alle mit einem Unterton von Ironie, der überhaupt Manns Schriften durchklingt, der selbst seine feinen und gut gestalteten „*Buddenbrooks*“ für das aufmerksame Ohr — nicht eben immer erfreulich — durchhallt. Es ist schwer zu sagen, was dieser Kunst im Grunde die Wärme nimmt, was dieser Gruppe talentvoller Dichter (ich rechne etwa Heinrich Mann und Kurt Martens auch hinzu) die letzten Wirkungen nimmt. Vielleicht kann man so ausdrücken, daß sie alle ein wenig mit dem Gefühl verirrter Zuschauer außerhalb des Lebens stehn, das ihnen mehr ein interessantes Bild als ein harter Zwang ist. Und so werden auch wir von ihren oft so wunderlichen, oft scheinbar wahllos hingeschriebnen Büchern nie recht warm. Solche Schriftsteller gehn nie aus der Tiefe des Volks hervor, sondern gewöhnlich aus adligem oder patrizischem Geschlecht. Man findet verwandte Züge auch bei E. von Keyserling, der freilich gelegentlich auch ein litauischen Heimat-

eindrücken entsproßnes, kräftigeres Drama „Ein Frühlingsopfer“ geschrieben hat. Seine neuen Novellen „Bunte Herzen“ (Berlin, S. Fischer) liegen aber ganz in der oben bezeichneten Linie. Man weiß nicht recht, wie man daran ist, der Autor betrachtet seine Gestalten nicht ohne Ironie, die aber doch wieder nicht große, strafende Satire, sondern mehr eine tastende, unsichere Beleuchtung ist.

Sehr viel herzhafter packt der Bayer Joseph Ruederer in seinen jetzt neu aufgelegten, aber nicht mehr neuen Erzählungen das Leben. In dem kurzen Roman „Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers“ (München, Süddeutsche Monatshefte) gibt er mit den kräftigsten Tönen das Geschick eines Menschen, der sich weltlicher und insbesondre geistlicher Obrigkeit nicht fügen kann und will, der sich eine Art Hundedemut anlernt, um so doch endlich zum Ziel, einem Amt, zu gelangen, weil er ein Mädchen, das ihm gehört, heimführen muß, und der dann doch, in Schuld und Schande unlösbar verstrickt, mit denen, die er liebt, untergehn muß. In den „Tragikomödien“ (ebenda) gibt Ruederer eine ganze Reihe von Schicksalen, heitre und ernste Themen, und seine Heiterkeit hat ein wirkliches Lachen, sein Ernst wirkliche Tragik. In grauenhafter Düsternis entrollt sich das Geschick eines Totengräbers, dem der eigne verstumpfte und vertierte Vater, dem auch das eigne, ungebändigte Blut das fernere Atmen unmöglich macht, und mit dem echten Klang der Tragikomödie verflucht sich das sensationelle Erlebnis eines kleinen Subalternen, der dann wieder in sein Nichts zurücksinkt, mit dem Selbstmord zweier unglücklicher Frauen. Besonders in dieser ersten Geschichte „Das Ganzjung“ leuchtet es nur so von Farben aller Art, von tiefster Tragik bis zu grellem Lachen, und die kleine Seele des Beamten, in der sich alles widerspiegelt, erscheint hin und her geworfen, doch nie bloß lächerlich, sondern erweist ihren wahrhaftigen, menschlichen Gehalt. Die letzte Erzählung des Bandes, „Hochzeiter und Hochzeiterin“, mit ihrem stark forcierten Humor hätte bei der neuen Sichtung freilich besser draußen bleiben können.

In eine ganz neue Welt führt das letzte Buch des jüngst und zu früh verstorbenen Stephan von Rohe. Er hat unter dem Titel „Aus einer neuen Literatur“ (bei F. Fontane & Co., Berlin) eine Reihe australischer Erzählungen und Blandereien herausgegeben, die er auf seinen Wanderschaften im fünften Erdteil aufgesehen und übersetzt hat. Zum erstenmal wird uns hier ein Blick in die jungenglische Literatur Australiens eröffnet, wir lernen, ob auch nur flüchtig, eine ganze Reihe australischer Prosaisisten kennen, unter denen Albert Dorrington und Edward Dyson hervorgehoben seien. Fast überall in diesen kleinen Werken lebt ein kausitischer, trockner Humor, der auch für das entsetzlich einsame, ja der Tragik nicht entbehrende Leben versprengter Ansiedler an ertraglosen Goldminen etwas übrig hat, wie etwa in der „Hoffnung auf Segen“ von Dyson. Mit einigem Erstaunen hört man, daß Australien ein ernsthaftes literarisches Journal, das Bulletin, besitzt, das in allen Bevölkerungsklassen,

auch tief im Busch, mit Anteil gelesen wird. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende nicht nur ethnologisch interessant, sondern auch höchst unterhaltsam. Und in einigen Erzählungen, zum Beispiel in „Herr und Frau Sin Fat“, birgt sich ein tieferes Leben, zeigt der Verfasser (wiederum Dyson) Gaben, die uns wohl begierig machen, mehr von ihm kennen zu lernen. Manches in dem Bande erinnert an die Art Mark Twains, aber auch Klänge von dem großen Amerikaner Poe sind darin, und alles hat den besondern Reiz eines noch unverbrauchten, sich erst kräftig heranbildenden Volkslebens.

Ein geradezu entzückendes Buch hat uns Adolf Wilbrandt beschert; er hat Reisebriefe eines seiner Freunde unter dem Titel „Rund ums Mittelmeer“ herausgegeben (bei Cotta in Stuttgart). Der leider ungenannte Verfasser spricht hier in Briefen und Karten, die nicht etwa für den Druck, sondern nur für Wilbrandt und sein Haus bestimmt waren. Er ist bald in Italien, bald in Tunis, Tripolis, Algier, Kleinasien, Ägypten, Syrien, Dalmatien, Spanien, und von überall eilt er, in kurzen Zeilen, oft auf Ansichtskarten, die ersten Eindrücke wiederzugeben, denen er dann in längern Schreiben ausführliche Schilderungen und Charakteristiken folgen läßt. Lebendigere Reisebriefe besitzen wir kaum; so ungern ich einen so hohen Vergleich wage, ich muß doch sagen, daß ich nur Bismarcks Schilderungen aus Südfrankreich in den Briefen an Frau Johanna diesen Meisterbriefen zur Seite stellen kann. Wie das heutige Spanien lebt, kann nicht knapper und dabei mit vollerer Charakteristik dargestellt werden als in den Briefen dieses Schreibers, die uns durch das ganze Land von Zaragoza über Madrid, Toledo, Aranjuez durch Andalusien und wiederum bis Barcelona geleiten. Was ein Stiergefecht eigentlich ist, und was es in Spanien bedeutet, das lernt man erst hier, wo man förmlich alle Farben Zuloagas noch einmal aufbrennen fühlt. Wilbrandt hat recht, wenn er glaubte, uns hiermit etwas vorzulegen, was wir noch nicht haben, „eine Art, von Reisen zu berichten, die so ungewohnt wie reizvoll und wertvoll ist“.

Zum Schluß ein kleines episches Werk: „Die Kinder der Lilith“ von Isolde Kurz (Stuttgart, Cotta). Lilith ist die Adam vom Schöpfer gegebene Gefährtin, Eva die von Sammael-Luzifer aus Adams Rippe geschaffne Erdenfrau, die ihn dem immer nach dem höchsten Fluge trachtenden, ruhelosen und doch allein befriedigenden Glück mit Lilith entreißt, ihm die Frucht der Erkenntnis bringt, ihn das Paradies verlieren läßt. Sie selbst genießt die Frucht nicht, sie bleibt im Dumpfen, und Schreckliches vollendet sich an der Frucht ihres Schoßes, an dem Sohn Kain. Gabriel aber erscheint Adam in der Stunde, wo dieser die erste Leiche, Abel, in der Erde birgt und gibt dem Müden Trost: auch Lilith hat einen Sohn geboren, und er, nicht die ins Joch gebeugten Kinder Evas, wird einmal herrschen. Er wird immer von Evas Kindern bekämpft werden, doch als Forscher, als Held, als Seher, als Dichter immer wieder die arme, darbenende Welt durchrauschen, sie aus der Sinnenknechtschaft Schmach zu reißen trachten, bis er als der Menschheit Vollender

vor Gottes Thron erscheint. Sein Weg wird nur eben angedeutet, sein Kampf von den der Eva verbliebenen Kindern jetzt schon verheißen.

Hör unsern Eid:
Wir stehen bereit,
Ihn zu verfolgen mit Dolch und Gift,
Mit Verrat, der schwärzer trifft,
Über seiner Asche ihn noch zu lästern.

Hör uns alle zusammen:
Ob wir auch glühen in Haders Flammen,
So oft der Viltth Sohn erscheint,
Empfangen werd er als dein und unser Feind.
Gegen ihn gerüstet
Stehn wir alle vereint,
Ihn wegzuziehn von seinem Ziele.
Tröste dich, Mutter,
Er ist Einer, und wir sind Viele.

Eine düstere Verheißung, mit der das feine Werk ausklingt, das dennoch ganz in Höhenluft und reizvoll paradiesische Farben getaucht ist, unter all den Büchern von der historischen und der heutigen Menschheit ein Klang aus den Geheimnissen ihrer Geburtszeit, aufgefangen in der Seele einer echten und ganz weiblichen Dichterin.



Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Grätz

1

Südnberg liegt hinter mir. Mit den frischen Farben des Eben-erlebten begleiten mich schöne Bilder auf der Fahrt. Sie geht in südwestlicher Richtung der schwäbischen Grenze zu. Wir haben das kleine Tal der Rezat gequert und nun auch schon das der Altmühl. Das Gespräch eines Mitreisenden lenkt mich ab und rückt meine Gedanken nach vorn. Es ist wie das plötzliche Umschlagen einer Magnetenadel. Ich habe es schon oft erlebt, fast auf jeder Reise.

Mein Fahrtgenosse ist ein Bauer aus der Oberpfalz, der nach jahrzehntelanger Trennung die Heimat wiedersehen und dem Töchterchen, das ihn begleitet, zeigen will. Seine Heimat ist das Ries, seine Vaterstadt Nördlingen, die Stadt, in der ein neuer Teil meiner Sommerwandrung beginnen soll. Es ist herzerquickend zu beobachten, wie mit jeder Viertelstunde, die uns dem Ziele näher bringt, der erst schweigsame Alte gesprächiger, sein etwas stumpfsinniger Gesichtsausdruck lebhafter und fröhlicher wird. Er deutet hinaus auf